

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 37

Artikel: Der Traum vom Glück
Autor: Lötscher, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

waren — die mir schamhaft vorgekommen waren — die stehen jetzt da und sehen mich an — und machen die Anzeigen der anderen so — so reich. Und ich sehe nun — daß meine so armelig war. Denn nicht einmal diesmal — und selbst nicht zu allerlebt — konnte ich es lassen, meinen Willen durchsetzen zu wollen."

Wieder schwieg sie und sagte dann:

"Es ist nicht, weil ich bange bin, ihm wiederzubegegnen — oder weil ich irgendeine Strafe fürchte, verstehten Sie — durchaus nicht. Wenn es ein Leben nach diesem gibt und ich ihm wiederbegegnen sollte, er würde mir verzeihen — gleich."

Sie lächelte ein wenig. „Gleich“, sagte sie dann ruhig. „Er würde es sofort vergessen. Er würde sich nicht einmal erinnern, daß es etwas zu verzeihen gibt.“

„Aber ist dann nicht alles gut?“ fragte der Arzt still.

„Was nützt es mir, daß er mir verzeiht, wenn ich mir selbst nicht verzeihen kann.“

Der Arzt saß einen kleinen Augenblick still da. Dann sagte er:

„Sind Sie noch immer so viel stärker als er, daß seine Verzeihung Ihre eigene nicht aufwiegt?“

Sie sah ihn einen Augenblick an und legte sich dann im Bett zurück.

„Ja“, sagte sie und schloß die Augen — „so viel stärker als er bin ich — es ist gar kein Kampf mit ihm — er war ein milder Feind“, — sie legte ihre feine magere Hand auf ihr Herz und sagte:

„Der gefährliche Feind ist hier.“

Zahlen . . .

Die Zahl hat einen ganz eigenen Reiz: sie weicht der Phantasie aus und ruft sie doch auf. Sie steht hart und unabwendbar da und verlangt doch die größte Schmiegsamkeit des Geistes. Sie ist etwas Absolutes und bedeutet uns doch erst etwas, wenn wir sie in Vergleich sehen. Wir suchen die Zahl auf, um unsere Vorstellung zu erleichtern, aber sie ist undankbar und flieht wieder aus unserem Gedächtnis, und ich glaube, jeder Mensch hat einen ewigen Kampf mit ihr.

Schauen wir einmal die Zahlen von Flüssen an: die Aare ist 280 Kilometer lang (das ist zweimal die Strecke Bern—Montreux). Uebrigens, die Aare ist an der Grimsel gestaut worden, und die Staumauer von Grimsel und Gelmer haben einen Nutzinhalt von 113,000,000 Millionen Kubikmeter Wasser. Wenn diese Wassermengen durch einen normalen, vollgeöffneten Wasserleitungshahn zum Abfluß gebracht würden, wäre zur vollen Entleerung dieser Speicherseen ein Zeitraum von 7347 Jahren notwendig, das heißt auf diese Weise hätte im Jahre 5417 vor Christi Geburt begonnen werden müssen, um die Speicherbecken in diesem Jahre zu entleeren. Der Inn ist 510 Kilometer lang (das ist zirka zweimal die Strecke Bern—Chur). Die Donau ist mit 2900 Kilometern der zweitlängste Strom Europas, und die Wolga steht mit 3689 Kilometern an der ersten Stelle. Aber der verkehrsreichste Strom Europas ist der Rhein mit seinen 1320 Kilometern Länge.

Der Suezkanal, der jährlich von fast 300,000 Menschen durchfahren wird, ist 100 Meter breit, also so breit wie das Berner Münster hoch ist. Der Rhein ist, bevor er bei Tschamut

durchs Bündner Oberland fließt, ein kleines Bächlein, und welche Masse gewinnt er, bis er bei Emmerich in die Nordsee mündet (800 Meter Breite)!

Wir wollen vom Wasser wieder auf das feste Land gehen und auch da nur einige wenige und nur solche Zahlen betrachten, die unsere Mühe lohnen und nicht undankbar wieder dem Gedächtnis entweichen. Jede der beiden kalten Zonen: die nördliche, arktische, und die südliche, antarktische Zone machen 8 Prozent der Erdoberfläche aus, und die Wüste Sahara nimmt einen Fünftel des ganzen Erdkreises ein. Wie haben sich die Menschen um die Erforschung des Polen gemüht und welch unsagbare Tragik liegt darin, daß, als nach Tausenden von Jahren der Südpol dem Menschen sein Geheimnis entschleiern mußte, armelige 33 Tage den ersten und den zweiten Entdecker voneinander trennten! Denn als der englische Kapitän Robert Scott am 18. Januar 1912 den Südpol betrat, fand er die norwegische Flagge, die Roald Amundsen am 15. Dezember 1911 gehisst hatte!

Die Tragik des Menschenwerkes überhaupt: sie spannen die Kraft des Wassers ein und können den Feuerstrom der Vulkane und das Beben der Erde nicht bändigen. Ihr Körper ersehnt den Wald, aber ihr Geist gebietet ihnen seine Zerstörung. Die Weltproduktion an Zeitungsdruckpapier hat im vergangenen Jahre 6 Milliarden Kilogramm verschlungen. Das sind nicht Sorgen von heute und morgen, aber doch für einstmals, aber heute, wir sagen das voll tiefster Freude und Dankbarkeit, ist noch beinahe ein Viertel der schweizerischen Landesfläche grüner Wald.

W. S.

Der Traum vom Glück

Skizze von E. Lötscher

Am rauschenden Wildbach, umgeben von himmelhohen Bergen, mit ewigem Schnee bedeckt, liegt das Alpendörfchen Urden. Dunkel steht der Oberbau der Hütten vom gemauerten Erdgeschoß ab. Zwei einfache Gasthäuser, in den letzten Jahren entstanden, zeigen dem Wanderer, der sich in dieses weltabgeschiedene Tal verirrt, daß die Fremdenindustrie ins Tal gezogen ist. Im Sommer sind beide Gasthäuser mit Fremden besetzt, die zur Erholung kommen und sich im stillen Bergfrieden, am Fuße des ewigen Schnees, glücklich fühlen.

Ein zufriedenes Bergvölklein bewohnt das Tal. Im Schweiße ihres Angesichtes ringen die wetterharten Bergbauern der kargen Heimat erde ihre wenigen Früchte ab. Wenn das Heu der steilen Bergghalden eingehäusst ist, ziehen sie höher hinauf auf die Alpen. Die Jungen verlassen im Frühjahr das Dörflein

und ziehen hinaus in die Welt. Das enge Hocthal kann sie nicht alle ernähren. Im Herbst aber kehren sie in ihre Bergwelt zurück und bringen den sauer verdienten Lohn nach Hause.

Im letzten Häuschen von Urden war es vordem genau so. Dort lebte der Wildheuer Anderföhren, ein wackerer, grundehrlicher Mann, mit Frau und zwei Kindern. Hans war der Erstgeborene, dem nach zwei Jahren ein Schwesternlein, Sabina, oder Bineli, wie es geheißen wurde, folgte. Die Kinder wuchsen bei schmaler Kost und harter Arbeit heran. Hans half in den ersten Jahren dem Vater beim Wildheuern, dann zog er ebenfalls ins Unterland, wo er als Knecht diente und kehrte im Winter mit dem ersparten Lohn nach Hause. Bineli half der Mutter im Hause und nähte Kleider für die Frauen von Urden. Sie beneidete ihre Gespielinnen nicht, die alljährlich das Heimatdorf-

chen verliehen, ihre Sehnsucht ging nicht in die Ferne und niemand war froher darüber, als die Mutter, die in die Jahre kam, wo ihr Augenlicht abnahm, sodaß sie froh war, daß Bineli zu Hause blieb und sie nach Kräften unterstützte. Die kleine Familie lebte still und zufrieden. Sie hatte ihr tägliches, wenn auch karges Brot und Bineli, das von Jahr zu Jahr schöner erblühte, war die Freude der Eltern. Wenn sie anmutig ins Dorf schritt, schauten sich die Burschen nach ihm um. Aber auch mancher Fremde fand Gefallen an dem hübschen, schlanken Mädchen, mit den zartgeröteten Wangen, den goldbraunen Augen, aber Bineli war nicht gefällig und wußte kaum, daß sie schön war. In einem nassen Sommer aber kam das Unglück ins Haus. An einem schwülen Julitag glitt Anderfuhr an steiler Bergwand aus und stürzte über eine Felswand zu Tode. Das ganze Dorf mußte aufgeboten werden, den Toten zu bergen und im kleinen Berghäuschen herrschte tiefe Trauer. Hans wurde telegraphisch nach Hause gerufen. Er kam zur Beerdigung und tröstete Mutter und Schwester nach Kräften. Dann reiste er wieder ab. Doch niemand ahnte, daß er nicht mehr lebend ins Tal zurückkehren werde, im Herbst, kurz bevor seine Dienstzeit beendigt, warf ihn eine schwere Lungenentzündung aufs Krankenlager, die zu seinem Tode führte.

Der neue Schlag warf die Mutter aufs Krankenlager und Bineli mußte allein ins Unterland zur Beerdigung des verstorbenen Bruders reisen. Nun waren die beiden Frauen auf sich allein angewiesen. Die Mutter erholt sich nur langsam und die ganze Arbeit lag auf des jungen Mädchens Schultern. Aber Bineli verzweifelte nicht. Sie war jung und stark und nahm mutig den Kampf mit dem Leben auf. Eben zu dieser Zeit zeigte es sich, daß die beiden Gaftböfe nicht mehr ausreichten, die angemeldeten Fremden aufzunehmen und eines Tages trat der Gastwirt zur „Krone“ ins Haus und erkundigte sich, ob Anderfuhrs ein Zimmer für einen seiner Gäste abgeben könnten. Zuerst wollte die Mutter nichts davon wissen, allein der Kronewirt sprach so lange auf sie ein, bis sie seufzend einwilligte.

Brauchst keine Angst zu haben, Greth, der Gast wird dich nicht genieren. Er speist im Hotel, ist tagsüber in den Bergen und kommt nur des nachts nach Hause, beruhigte der wohlmeinende Mann die besorgte Frau und Binelis Zuspruch zerstreute die Bedenken der Mutter.

Schon am folgenden Tag stellte sich der Fremde ein. Es war ein jüngerer, netter Mann, der einen guten Eindruck hinterließ. Er stieß sich auch nicht an dem kleinen Zimmer. Bineli hatte in aller Eile weiße Vorhänge gehäuft, etliche Nelkenstücke auf das braune Sims gestellt und auf den Tisch eine Vase mit Alpenrosen, worüber sich Herr Günther, so nannte sich der Fremde, offensichtlich freute. Noch mehr aber freute ihn das schmucke, braune Bergkind, mit den schönen Augen, dem süßen Lächeln um den herben Mund und er bereute keineswegs, daß er im Gasthaus kein Zimmer mehr gefunden. Er brachte Pinsel und Palette mit sich, zeichnete und malte in der Umgebung und nahm sich gegen das Bineli ritterlich. Eines Tages sprach er den Wunsch aus, das Häuschen seiner Logisgeber malen zu dürfen, was ihm gerne erlaubt wurde. Mutter und Bineli saßen auf der Bank vor der Hütte und schauten ihm zu. Herr Günther malte fleißig, doch nicht derart vertieft in seine Arbeit, daß er nicht ab und zu dem schönen Mädchen einen feurigen Blick zuwerfen konnte, der Bineli das Rot in die Wangen trieb. Mit seinem Instinkt bemerkte es, daß der Fremde ihr seine stille Huldigung entgegenbrachte. Nicht dreist und aufdringlich, sondern in einer Form, die Bineli gefiel. Nachdem seine Zeichnung vollendet, setzte er sich zu den beiden Frauen und begann mit ihnen zu plaudern. Bineli gab Red und Antwort und still versonnen lauschte er dem sonoren Klang ihrer schönen Stimme. Er erzählte, daß er der einzige Sohn eines Kaufmanns in der Stadt sei, beschrieb das Haus, in welchem sie wohnten, sprach mit Ehrerbietung von seiner Mutter und kam auf diese Art den beiden Frauen näher. Die Mutter fragte ihm ihr Leid und deutete mit wenigen Worten an, welch große Hilfe Bineli ihr sei. Dieses errötete verlegen und spürte den warmen Blick ihres

Zimmerherrn auf sich ruhen. Von dieser Stunde an traten sich die beiden jungen Leute näher. Am folgenden Morgen mußte Bineli in ein Bauernhaus, das eine halbe Stunde entfernt am Berge lag, auf die Stör. Herr Günther erklärte, auf die Bodenalp zu gehen und frug bescheiden, ob er sich, da der Weg just an Binelis Arbeitsziel vorbeiführe, anschließen dürfe. Das Mädchen sagte freudig zu und auch die Mutter dachte sich nichts Arges dabei. Lächelnd schaute sie den beiden nach, bis sie der Bergwald aufnahm.

Herr Günther schritt voraus und Bineli folgte ihm auf dem Fuße. Sie sprachen beständig miteinander und Binelis Haussonne wunderte sich über die gewählte Art, in welcher sich das schlichte Bergkind ausdrückte. Er fragte sie, ob sie lange im Unterland gewesen und erstaunte, als Bineli dies verneinte.

Ungern trennte er sich von seiner schönen Begleiterin, als der Bauernhof in Sicht kam und sein Weg nach rechts abschwankte.

Auch Bineli wäre gerne noch länger an der Seite ihres Haussonen geblieben und ehe sie ins Haus trat, schaute sie ihm sinnend nach. Da wandte er sich nochmals nach ihr um und winkte ihr lächelnd einen Gruß zu. Bineli schoß das Blut heiß zu Kopfe und hastig trat sie ins Haus.

Herr Günther aber stieg auf die Bodenalp und warf sich daselbst unter eine härtige Wetteranne. Vor seinem Auge schwieb das Bild des schönen Bergkindes. Unmutig schob sich ein anderes Bild davor und er fürchte die Stirne. Mit einem Mal fiel ihm schwer aufs Herz, warum er in die Berge geflohen.

Zu Hause drängte sein Vater, daß er sich eine reiche Frau suchere, weil das Geschäft nicht mehr besonders gut stand. Bereits hatte er ihm eine passende Partie ausgesucht. In ihrer Nähe hatte sich ein Neureicher mit Frau und Tochter angekauft. Ein brutaler Mensch, ein früherer Darmhändler, der durch eine Erbschaft reich geworden und sich ins Privatleben zurückgezogen. Dem Sohne war es unbekannt, wie der Vater mit diesem ungebildeten Menschen bekannt geworden. Eines Tages wurde er ebenfalls in dessen Haus geladen und dem Vater zuliebe ging er mit. Am Tische begann Herr Kubli von seiner Tochter zu erzählen, die seit zwei Jahren in einem Pensionat in der Westschweiz weile und in den nächsten Tagen nach Hause zurückkehre. Er brachte den Gästen ihr Bild und deutete lächelnd an, wieviel er ihr einmal in die Ehe mitzugeben gedenke. Dabei ruhten seine Augen so zwingend auf Walter Günther, daß diesem mit einem Mal Sinn und Zweck dieser Einladung klar vor Augen standen. Ein rascher Blick auf die Photographie zeigte ihm ein nichtsagendes Mädchengesicht.

Mehr als den Sohn erregte diese Mitteilung den Vater. Mit dem Gelde, das dieses Mädchen in die Ehe brachte, ließe sich das Geschäft weiter ausbauen. Aber er war klug genug, nicht vorzeitig etwas davon verlauten zu lassen.

In den folgenden Tagen erbat sich Walter einen dreiwöchigen Urlaub, den ihm der Vater gerne bewilligte.

Walter Günther verglich unter der Wetteranne das schlichte Naturkind Bineli mit der Tochter des reichen Nachbarn. Dabei wurde es ihm ganz warm ums Herz. Aber er wußte auch, daß er nicht daran denken durfte, Bineli ins Haus seiner Eltern zu bringen und dieser Gedanke bereitete ihm Sorgen. Er sagte sich selber, daß er nicht in dieses Haus hätte kommen dürfen, daß die Nähe des schönen Mädchens ihm zur Gefahr wurde. Und er beschloß, dem Mädchen auszuweichen.

Am folgenden Tage wurde von seiner Tischgesellschaft im Gasthaus eine Bergwanderung vorgeschlagen und Walter Günther erklärte sich sofort bereit, mitzugehen. Es war eine frohe Gesellschaft. Auch einige jüngere Damen schlossen sich an und der schmucke Günther war bald Hahn im Korb bei ihnen. Heimlich amüsierte sich dieser kostlich. Wieder stellte er Vergleiche mit dem Bineli an, die wieder zu ihren Gunsten ausfielen. Einige Regentage folgten, die die Kurgäste ins Haus harrten. An einem solchen Tage traf es sich, daß Bineli zu Hause blieb. Walter Günther saß auf der Fensterbank, ein Buch in den Händen und

Bineli nähte fleißig am Tisch. Von Zeit zu Zeit streiften Walters Augen heimlich das süße Profil des Mädchens, das emsig über ihre Arbeit gebeugt am Tische saß und als sich ihre Augen einmal unverhofft trafen, stieg beiden ein tiefes Rot in die Wangen. Mit Schrecken erkannte Walter, wie lieb ihm das Mädchen geworden. Und dann kam wieder ein schöner Abend, an dem er mit Bineli und ihrer Mutter vor dem Hause saß. Tagsüber war es trüb gewesen, aber am Abend brach die Sonne durch die Wolken und versprach einen schönen Tag.

„Was meinst du Bineli, willst du nicht auf die Schwendi gehen und fragen, wann du dorthin gehen sollst?“ wandte sich die Mutter an ihr Kind.

Bineli nickte.

„Wo ist die Schwendi?“ forschte Günther harmlos.

Bineli wies mit der Hand auf ein Tschüpplein Häuser, die sich am jenseitigen Hang anschmiegten.

„Wollen Sie mitgehen? Es ist kaum eine halbe Stunde!“ warf die Mutter ein, da nickte Günther und bemerkte mit Freuden, wie Bineli ein tiefes Rot in die Wangen stieg.

„Warum nicht, wenn mich Fräulein Sabina als Begleiter will!“ meinte er lächelnd.

„Gerne, Herr Günther!“ entgegnete Bineli und erhob sich. Und dann gingen sie Seite an Seite auf einem schmalen Wiesenpfad, der neben dem Dörlein zum Wildbach hinunter führte und von dort zu den wenigen Hütten der Schwendi empor. Sie beeilten sich keineswegs und Walter plauderte anregend mit dem Mädchen. Auf der Schwendi angekommen, wartete er, bis Bineli zurückkam.

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Herr Günther, machen wir einen Umweg. Von hier führt ein Weglein dort durch den Bergwald und über blumige Matten nach Urden zurück. Der Weg ist allerdings nahezu eine halbe Stunde länger.“

Walter sagte sofort zu und so gingen sie lachend und plaudernd, Seite an Seite, auf dem bezeichneten Weglein dem Bergwald entgegen. Die Luft war frisch und köstlich und Walters Herz schlug hart. Die Nähe des schönen Mädchens machte ihn glücklich. Als der Bergwald durchschritten war, kamen sie zu einer Bank und Günther schlug vor, einen Augenblick auszuruhen. Und dort war es, wo der Verstand mit ihm durchging und er Bineli seine Liebe gestand.

Bineli erschrak. Sie zögerte, ihm zu gestehen, daß auch sie ihn liebe, als Günther aber so herzlich in sie drang und von seinen ehrlichen Absichten sprach, wehrte sie sich nicht mehr, als er scheu seine Lippen auf ihren herben, süßen Mund preßte. Die Nacht sank ins Hochtal, als sie weitergingen.

Günther sprach davon, der Mutter ihre Liebe zu bekennen, aber Bineli bat ihn flehentlich, vorderhand davon noch abzusehen.

„Es ist so süß, diese heimliche Liebe!“ sagte sie, da nickte Walter und lächelte lieb.

„Gewiß, du hast recht!“

Nun folgten einige schöne Tage für die beiden. Ein verstoh勒ner Händedruck, ein verstohlerner Kuß, ein seliges Aufleuchten der Augen, wenn sie sich sahen, ein Traum vom Glück der beide erbebten ließ.

Der Sonntag kam und mit ihm der alte Herr Günther. Walter erschrak. Er ahnte, daß diesen etwas Besonderes hergeführt. Nach dem Essen bat der Vater den Sohn um eine Unterredung, da führte Walter denselben auf einen abgelegenen Wiesenpfad zu einem Luginsland empor, von wo man das ganze Tal von Urden übersehen konnte. Je höher sie kamen, umso schwerer wurde es Walter ums Herz. Sein Vater war bedrückt, eine schwere Sorgenfalte stand auf seinem Gesicht, was sich lähmend auf den Sohn auswirkte. Endlich standen sie droben und setzten sich auf die Bank.

„Walter, du wirst ahnen, daß mich etwas Besonderes hierher geführt hat. Das Bankhaus Greuter hat die Schalter geschlossen!“ begann der Vater dumpf.

Walter wurde leichenbläß und zitterte.

„Wie ist das möglich?“

Der Vater zuckte die Achseln.

„Verunglückte ausländische Spekulationen! Der Direktor ist mit einer größeren Summe ausgerückt. Und wir haben alles Geld verloren und stehen vor dem Ruin. Nur eine rasche, reiche Heirat kann uns retten.“

Walter war unfähig ein Wort zu sagen. Ein Stöhnen entlang sich seinen Lippen, leichenbläß lehnte er an die Bank.

„Ist das so schwer für dich? Gestern ist Magda Kubli nach Hause gekommen, der Alte hat uns bereits eine Einladung zum Abendessen auf kommenden Dienstag zugehen lassen.“

„Meinetwegen! Ich kann nicht, Vater! Ich habe ihr Bild gesehen, ein nichtsagendes Gesicht!“ stieß Walter grimmig aus.

„Und doch bleibt uns keine andere Wahl, wenn wir uns halten wollen. Bub, denk an die Mutter. Sie überlebt es nicht, wenn wir zu armen Tagen kommen.“

Der Vater schwieg und Walter stützte den Kopf in beide Hände und stöhnte. Er sah das bleiche Gesicht der Mutter, die er über alles liebte. Und dachte an Bineli, an das er sein Herz verloren. Aber er sah keinen andern Weg vor sich und entsagte in dieser Stunde seiner Liebe. Eine bedrückende Stille folgte. Walter warf endlich einen scheuen Seitenblick auf den Vater und dessen gramdurchfurchtes Gesicht ließ ihn das eigene Leid vergessen. Impulsiv reichte er ihm die Hand.

„Ich will versuchen, Vater, deinem Wunsche nachzukommen!“ sagte er, da hellte sich das Gesicht des Vaters auf.

„Versuch es, Walter! Du rettest unsren guten Namen und Gott wird dich dafür segnen.“

Still kehrten sie nach Urden zurück. Absichtlich wußt Walter Binelis Vaterhaus aus. Er brachte es nicht übers Herz, dem Vater sein Logis zu zeigen und dieser hatte es eilig, die gute Nachricht so rasch wie möglich nach Hause zu bringen. Mit der Abendpost verließ er das stillle Alpendörfchen, nachdem Walter ihm versprochen, seine Ferien am folgenden Tag abzubrechen.

Der Schmerz übernahm ihn, als er an diesem Abend ins Haus der Mutter Anderfuhrn zurückkehrte. Bineli stand vor dem Hause und erschrak über sein Aussehen. Eine unerklärliche Angst erfaßte sie. Walter mühte sich ein Lächeln ab, als er ihr die Hand reichte, aber Bineli sah tiefer. Und als er sie noch zu einem kurzen Spaziergang einlud, nickte sie schweigend.

Sie stiegen zu jener verschwiegenen Bank am Walstrand empor.

„Sprich dich aus, Liebster, was ist geschehen?“ frug Bineli mit umflossenen Augen.

„Es ist schrecklich!“ stieß Walter dumpf heraus und erzählte Bineli, was der Vater von ihm verlangte.

Bineli erblasste. Ein Zittern lief durch ihren Leib, aber gleichzeitig stand ihr Entschluß fest.

„Du Armer!“ sagte sie mit zuckenden Lippen und klangloser Stimme. Nur nicht weinen! dachte sie und schluckte tapfer die aufsteigenden Tränen hinunter. „Du mußt deinen Eltern gehorchen. Ihnen gehörst du seit deiner Geburt an, mir kaum einige Tage. Sie haben das größere Unrecht auf dich, als ich.“

„So leicht gibst du mich auf?“ frug Walter enttäuscht.

„Leicht? Könntest du in mein Inneres schauen, würdest du nicht so sprechen.“ Und nun kamen die Tränen doch. Unaufhörlich stürzten sie aus ihren Augen, ein Schüttern erbebte ihren Leib, da versuchte Walter, dem sein Zweifel leid tat, den Arm um sie zu legen, aber Bineli wußt sich scheu zurück.

„Mach es mir nicht noch schwerer! Laß uns gehen, der Traum vom Glück ist ausgeträumt“, kam es leise von ihren Lippen und sie erhob sich.

„Bineli!“

Walter stand mit bleichen Lippen neben dem herrlichen Bergkind. Ein Zucken lief über sein Gesicht, das den Kampf verriet, der in ihm tobte.

„Laß uns in dieser Stunde Abschied nehmen. Morgen kehre ich in die Stadt zurück“, sagte er und reichte ihr die Hand.

„Werde glücklich, Walter, und innigen Dank für die köstlichen Stunden, die du mir geschenkt!“ sagte Bineli mit herber Stimme. Noch einmal schauten sich die Liebenden in die Augen, dann

schlang Bineli beide Arme um Walters Hals, preßte ihre Lippen auf seinen Mund und floh wie ein gehetztes Tier nach Hause.

Walter stand wie angewurzelt und schaute dem entfliehenen Mädchen mit brennenden Augen nach. Er wartete die Dunkelheit ab und kehrte müde und gebrochen, mit seinem Schicksal hadernid, ins kleine Berghaus zurück.

Am andern Morgen nahm er Abschied. Bleich, aber gefaßt, reichte ihm Bineli die Hand. Ein letzter Blick, dann schritt Walter Günther still davon.

Noch am nämlichen Tag kehrte er nach Hause zurück und fand dort alles, wie es der Vater geschildert. Schon am folgenden Sonntag hielt er bei Herr Kubli um Magdas Hand an und diese war glücklich, einen Gatten aus besten Kreisen zu erhalten. Es war ihr nicht gefaßt worden, warum Walter um sie freite und wieso diese Verbindung so rasch vor sich gegangen. Walter freilich hatte bei seiner Werbung Magdas Vater die Gründe auseinander gesetzt.

„Ich will Ihrer Tochter ein guter Gatte sein und was in meinen Kräften liegt, soll geschehen, daß sie es nie bereuen wird!“

Die Offenheit Walters imponierte Herrn Kubli. Er war zufrieden, daß der stattliche Mann sich nicht gesträubt, sein Kind zu freien, und daß er durch diese Verbindung in jene Kreise hinein-

kam, die ihm bisher verschlossen gewesen. Bereitwillig steckte er ein größeres Kapital ins Geschäft seines zukünftigen Schwiegersohnes, womit der sichere Ruin des Hauses vermieden werden konnte.

Magda Kubli liebte ihren Bräutigam und dieser bemühte sich ehrlich, sein gegebenes Versprechen einzulösen. Die Hochzeit fand schon nach wenigen Wochen statt und mit stiller Freude konstatierte Walter Günther, daß sein junges Weib doch nicht ganz so bedeutungslos war, wie er geglaubt. Jene kurzen Tage des Glücks zu Urden aber vergaß er nie mehr.

In späteren Jahren zog es ihn noch einmal hinauf nach Urden. Er erkundigte sich beim „Kronenwirt“ nach Bineli und erfuhr, daß dieses seit kurzer Zeit das Weib des neuen Wildhüters geworden, dessen Frau von drei Kindern wegstarb.

„Sie ist immer noch eine schöne Frau. Aber sie ist still geworden, die Leute sagen, daß sie einen andern geliebt, der sie verlassen hätte.“ So berichtete der biedere Mann.

Walter Günther aber verließ bereits am folgenden Tag das stillen Alpendörfchen, ohne sein Bineli gesehen zu haben. Die Erinnerung an jene schöne Liebeszeit aber blieb ihm treu bis ins Alter. Nie hat jemand erfahren, daß er seine Liebe eingefasst, aber auch zu Urden wußte niemand, wer der Mann gewesen, der dem Bineli angeblich die Treue gebrochen.

PALÄSTINA

Die Schauplätze biblischen Geschehens sind uns von Jugend auf vertraut. Ein jeder hat sich in seinem Herzen Bilder der Orte geschaffen, die ihm die Schriften des Alten und Neuen Testaments vermelden. Doch meist beruht diese Vorstellung auf der Erinnerung an Bilder seiner Schulbücher, die sich der kindlichen Seele unverlöschlich eingeprägt haben, die aber der Wirklichkeit so gar nicht entsprechen. Das Phantasiegebilde irgendeines Malers oder Zeichners verfälschte unbewußt das wahre Gesicht und verzerrte es oft ins Bizarre und Unmögliche. Es ist ja schwer und kaum dem Forscher möglich, zwischen dem Heute und der Zeit, als der Herr drüben im Heiligen Land noch auf Erden wandelte, eine Brücke zu schlagen, es ist fast unmöglich, sich in den jetzt so armeligen Hafenstädtchen Tyrus und Sidon in die Märchenpracht der reichsten Städte der antiken Welt zu versetzen, und die Ruinen von Babylon oder gar Ninive vermochten kaum einen Schimmer des Glanzes, der einst von ihnen ausging, zu wahren. Bis auf geringe Reste liegen alle diese Städte mit ihren Türmen, Mauern und Tempeln in Trümmern, die Dörfer, in denen die Gestalten der biblischen Erzählungen lebten und wirkten, haben ihr Gesicht im Laufe der Jahrhunderte oftmals geändert, und ihre alten Namen sind kaum mehr verschliffen und verdorben in den jetzigen enthalten. Nur die großen Formen der Landschaft verblieben unversehrt; doch schon der Schmuck der Natur hat sich verändert: Länder, die Millionenvölker ernährten, sind versandet und verschwachtet, Berge, die Zedernwälder vom Gipfel bis zum Fuße deckten, ragen kahl in die Lüfte. Die alten Kanäle zerfielen und mit ihnen schwand der Ackerbau, Flüsse versiegten oder gruben sich andere Bahnen, und die Städte an ihren Ufern zerfielen. Und so vieles zerstörte der Krieg, der so oft über die Gefilde des Morgenlandes dahinbraust. Was aus den großen Zeiten des Alten und Neuen Testaments erhalten blieb, ist herzlich wenig, und was dem frommen Pilger im Heiligen Land als die Stätten der biblischen Begebenheiten gezeigt wird, hält fast nie der strengen Kritik stand. Doch was tut's, ob der wahre Ort vielleicht hundert Schritt seitwärts von dem liegt, was gläubige Sehnsucht heute verehrt, der Boden allein ist schon geheiligt. Es liegt eine eigentümliche Stimmung über all den Ländern.

Für die meisten Menschen hört ja die Kenntnis der Geschichte des Morgenlandes auf mit der Zerstörung Jerusalems, und nur die Kreuzzüge rücken den Orient wieder in den Kreis ihrer Interessen. Wie die Herrschaft des Islams, der nun schon über 1200 Jahre dem Lande seinen Stempel aufdrückt, die heiligen Stätten umformte, wie in den Tagen seit der Zerstörung der Stadt das äußere Gesicht der Landschaft sich wandelte, und was aus den verschiedenen Epochen einstiger Kulturen erhalten blieb, ist nur wenigen bekannt. Um diese Reste der verschiedenen Jahrhunderte dem Verständnis nahezubringen, ist es nötig, eine kurze Geschichte der einzelnen Länder zu geben und zu zeigen, wie sie sich vom frühen Altertum bis zur Zeit des Herrn und von da bis zur Gegenwart gewandelt haben. Es geht jedoch nicht an, dies in einer gemeinsamen Geschichte von Palästina, von Syrien, Mesopotamien und Arabien darzulegen. Wenn auch lange Zeit ein gemeinsamer Herr die Schicksale aller lenkte, so ist doch jedes dieser Lande ein Ganzes für sich, das immer wieder für Jahrhunderte seinen eigenen Weg geht, und auch ihr geographisches Eigenleben bedingt immer wieder ein geschichtliches Auftreten. Zudem war ein jedes im Laufe der Jahrhunderte einmal ein Höhepunkt in der Geschichte der Menschheit, meteorhaft hervorleuchtend über alles andere, um wieder zurückzufallen ins Dunkle, wo selbst die Erinnerungen an die großen Zeiten starben, wo die Staaten und Städte zerfielen und der Sand der Wüste schließlich auch die großen Namen verwehte. Und doch bergen alle noch viele sichtbare Erinnerungen, die unser Interesse immer wieder erregen, die wir aber nicht verstehen, wenn wir nicht ihre Entwicklung für sich betrachten und die Zeugen großen Geschehens in den Gang ihrer Geschichte einordnen.

Zwischen dem Roten Meer und dem Persischen Meerbusen liegt die größte aller Halbinseln, Arabien, im Norden hufeisenförmig umgürtet von den einst fruchtbaren Gebieten des Zweiströmelandes Mesopotamien, von Syrien und Palästina. Arabien bildet ein ungeheures Hochplateau mit unwirtlichen, oft noch von keinem Menschen betretenen Wüsten im Inneren. An den Rändern schließen Gebirge das Land vom Meere ab, und nur in den schmalen Streifen zwischen ihm und den Bergen